

„... DASS SIE DIE JUDEN SO HASSEN“

Säkulare Judenfeindschaft in Jeremias Gotthelfs ›Uli, der Knecht‹

Von Roland Reichen (Bern)

“... *that you hate Jews so much*”: *Secular hostility towards Jews in Jeremias Gotthelf's ›Uli, the farmhand.*

In Jeremias Gotthelf's best-selling novel ›Uli, der Knecht‹, hostility towards Jews is more pronounced than research until now recognized. The „Baumwollenhändler“, an important opponent of the main character, has to be a converted Jew. In a proto racist manner, the narrator attributes relevant stereotypes to the merchant despite the supposable conversion – thereby documenting the dawn of biologically arguing hostility towards Jews.

Die Judenfeindschaft in Jeremias Gotthelfs Erfolgsroman ›Uli, der Knecht‹ ist ausgeprägter, als von der Forschung bislang erkannt. Bei dem „Baumwollenhändler“, einem nicht unwichtigen Gegenspieler des Protagonisten, muss es sich um einen getauften Juden handeln. In prorassistischer Weise schreibt der Erzähler dem Händler trotz der supplierbaren Konversion einschlägige Stereotype zu – und dokumentiert so das Anbrechen der biologisch argumentierenden Judenfeindschaft.

I.

Im Herbst 1846 veröffentlichte Jeremias Gotthelf im Verlag von Julius Springer in Berlin ›Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk.¹⁾ Die erste, von häufigem „Bernerdialekt“²⁾ geprägte Fassung des Romans hatte er 1841 im Verlag von Christian Beyel in Zürich und Frauenfeld herausgebracht – mit einem noch etwas längeren Haupt- und nur einem Untertitel: ›Wie Uli, der Knecht, glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute.³⁾ Seinem Freund Reithard klagte Gotthelf 1847, Beyel sei

¹⁾ JEREMIAS GOTTHELF, Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk, Berlin 1846.

²⁾ JEREMIAS GOTTHELF, Vorwort zur deutschen Ausgabe des ›Uli‹, in: JULIUS SPRINGER und JEREMIAS GOTTHELF, Dokumente einer schwierigen Beziehung, hrsg. von HANNS PETER HOLL, Basel 1992, S. 70.

³⁾ JEREMIAS GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute, Zürich und Frauenfeld 1841.

„der schlechteste Verleger“; „von keinem meiner Bücher“ seien „weniger Exemplare abgesetzt“ worden als von dieser ersten ›Uli‹-Fassung.⁴⁾

Ganz anders die deutsche Bearbeitung: ›Uli, der Knecht‹ wurde einer der größten publizistischen Erfolge in der Zusammenarbeit mit Springer und in der Folge Gotthelfs bekanntester Roman.⁵⁾ Am 14. September 1846 berichtet Springer Gotthelf aus Berlin, wie der ›Uli‹ anfangs, „sich aller Orten Bahn zu brechen und Anklang zu finden“. Er erwähnt „vielfache Besprechungen und Belobungen“ in der deutschen Presse, teilt aber auch Kritiken aus „Privatkreisen“ mit, unter anderen die folgende:

Auch daß Sie die Juden so hassen, will man hier nicht gelten lassen. Ich finde zwar nur zwei Stellen, wo Sie das Prädikat ‚jüdisch‘ als etwas Gemeines bezeichnen sollend gebrauchen. Ein Pfarrer in der Nähe Berlins, der sonst alle Ihre Schriften für seine Dorfbibliothek angeschafft und ein großer Verehrer derselben und deren Verfasser ist, will Ihnen wegen dieses Punktes nächstens schreiben, da er meint, daß im Volke nie der schon hinreichend vorhandene Judenthum noch genährt werden darf.⁶⁾

Den von Springer in Aussicht gestellten Brief des Pfarrers konnte die Forschung bisher nicht auffinden, auch nicht eine allfällige Antwort Gotthelfs. Weder ist Christian Thommen bei seiner Arbeit an der bislang einzigen Monographie zum Thema „Gotthelf und die Juden“ auf solche Schreiben gestoßen –⁷⁾ noch hat sie die Forschungsstelle Jeremias Gotthelf an der Universität Bern ausfindig machen können, die im Rahmen der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf (HKG) mittlerweile rund ein Drittel der geschätzten 3000 Schreiben von und an den Dichterpfarrer zumindest ersttranskribiert hat.

Springer kritisiert seinen Autor ja aber auch selber wegen zwei ‚gemeinen‘ Stellen über Juden. Diese Kritik ist aus der familiären und vielleicht auch der lokalen Herkunft des Verlegers erklärbar: Aufgrund des sogenannten Emanzipationsedikts war ein Teil der Juden in Preußen der christlichen Bevölkerung seit 1812 wenigstens in bestimmten Bereichen rechtlich gleichgestellt. Der für diese fortschrittliche Politik maßgebliche Staatskanzler Karl August von Har-

⁴⁾ JEREMIAS GOTTHELF, Brief vom 14. März 1847 an Johann Jakob Reithard, in: DERS., Sämtliche Werke in 24 Bänden, hrsg. von RUDOLF HUNZIGER, HANS BLOESCH, KURT GUGGISBERG und WERNER JUKER, Ergänzungsbd. 7: Briefe. Vierter Teil, Erlenbach-Zürich 1951, S. 29f.

⁵⁾ HOLL (Hrsg.), Julius Springer und Jeremias Gotthelf (zit. Anm. 2), S. 14, 55.

⁶⁾ JULIUS SPRINGER, Brief vom 14. September 1846, in: GOTTHELF, Sämtliche Werke in 24 Bänden (zit. Anm. 4), Ergänzungsbd. 6: Briefe. Dritter Teil, Erlenbach-Zürich 1950, S. 310–312, hier: S. 311.

⁷⁾ CHRISTIAN THOMMEN, Jeremias Gotthelf und die Juden (= Zürcher germanistische Studien 27), Bern, Berlin, Frankfurt/M., New York, Paris und Wien 1991, S. 197.

denberg galt als „Fürsprecher der Juden“.⁸⁾ 1815 verbot er immerhin zeitweise die Berliner Aufführung der üblen „Judenposse“ ›Unser Verkehr‹, da diese die religiösen Gefühle der Juden verletze.⁹⁾

Stadt und Kanton Bern hatten demgegenüber die längste Zeit „eine besonders restriktive gesetzliche Handhabung gegenüber den Juden“ vertreten. Erst im Jahr, als Gotthelfs deutsche Bearbeitung des ›Uli‹ erschien, sollte sich das ändern: Die Berner Staatsverfassung von 1846 gewährte den Juden verhältnismäßig tolerante Regelungen bezüglich Niederlassungs-, Handels- und Religionsfreiheit.¹⁰⁾

Das preußische Emanzipationsedikt von 1812 mit seiner eingeschränkten Gleichstellung war seinerseits von Anfang an dazu gedacht, die Juden zur Konversion zu bewegen. Weil es sie etwa von Beamten- und Offiziersstellen ausschloss und weil seine Bestimmungen nach dem Wiener Kongress und den judenfeindlichen „Hepp-Hepp-Krawallen“ des Jahres 1819 zunehmend restriktiv ausgelegt wurden, ließen sich viele Juden taufen.¹¹⁾ Julius Springer, der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Berlin stammte, unternahm diesen Schritt am 1. Dezember 1832 im Alter von 15 Jahren.¹²⁾

II.

Es mag also die eigene Herkunft gewesen sein, womöglich auch eine in Berlin trotz allem noch nachwirkende Tradition religiöser Toleranz, die Springer zu seiner Kritik an Gotthelf veranlassten. Die Forschung hat jedenfalls just zwei Stellen im ›Uli‹ ausgemacht, auf die der Verleger mit seinen Worten abgezielt haben könnte, dass Gotthelf die Juden hasse, dass er die Charakterisierung „jüdisch“ im Roman verwende, um „etwas Gemeines“ zu bezeichnen.

An der ersten Stelle, kurz vor der Buchmitte, erwähnt der allwissende Erzähler, der selber nicht als Figur in Erscheinung tritt, „die Juden“ zum ersten

⁸⁾ WERNER TRESS, Preußisches Emanzipationsedikt (1812), in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von WOLFGANG BENZ, Bd. 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen, Berlin und Boston 2011, S. 319–321, hier: S. 320.

⁹⁾ HANS-JOACHIM NEUBAUER, Judenfiguren. Drama und Theater im frühen 19. Jahrhundert (= Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin 2), Frankfurt/M. und New York 1994, S. 113–116.

¹⁰⁾ Karin Huser, Juden unter Vorbehalt. Der lange Weg bis zur „Emanzipation“, in: Wie über Wolken. Jüdische Lebens- und Denkwelten in Stadt und Region Bern, 1200–2000, hrsg. von RENÉ BLOCH und JACQUES PICARD (= Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz 16), Zürich 2014, S. 89–104, hier: S. 96f.

¹¹⁾ TRESS, Preußisches Emanzipationsedikt (zit. Anm. 8), S. 320.

¹²⁾ Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809, bearb. und hrsg. von JACOB JACOBSON (= Veröffentlichungen der Berliner historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin 4, Quellenwerke 1), Berlin 1962, S. 103, Anm. 355.

Mal im Roman. Er nennt sie im Rahmen eines Porträts, das er von Uli zeichnet, nachdem dieser als neuer Meisterknecht auf dem großen „Glunggen“-Hof einen Platz am Stubentisch der Bauernfamilie bekommen hat:

Uli war aber auch ein hübscher Mann, freilich bald dreißig Jahre alt, aber schön von Wuchs und Farbe: im Kopf hatte er blaue, heitere Augen und auf demselben dunkelblondes, gekräuselt Haar, eine schöne Nase und darunter weiße Zähne, welche die Juden auch gestohlen haben würden, wenn sie sich an einen solchen Mann getraut hätten.¹³⁾

Die Stelle stand weitgehend unverändert schon in der Beyel-Ausgabe von 1841:

Uli war aber auch ein hübscher Mann, freilich bald dreißig, aber schön von Wuchs und Farbe; im Kopf hatte er blaue, heitere Augen und auf demselben dunkelblondes, gekrauselt Haar, bas nieden eine schöne Nase und darunter weiße Zähne, welche die Juden auch gestohlen haben würden, wenn sie sich an einen solchen Mann getraut hätten.¹⁴⁾

Ohne jeden vorherigen Zusammenhang, so Thommen,¹⁵⁾ konterkariert der Erzähler Uli ‚Schönheit‘ hier nebenbei, in zwei Nebensätzen mit dem landläufigen Stereotyp von den diebischen, aber auch feigen Juden.¹⁶⁾ Auf Kosten des verachteten Kollektivs profiliert er Uli körperliche Stärke – „die Juden“ ganz generell trauen sich eben nicht „an einen solchen Mann“. Dass der Erzähler die Steigerungspartikel „auch“ benutzt, wenn er davon schwadroniert, dass „die Juden *auch*“ Uli Zähne „gestohlen haben würden“, betont freilich nicht einfach nur, wie Thommen meint, dass die Juden „sogar weisse Zähne stehlen“.¹⁷⁾

Die Bemerkung bringt die Juden mit dem Zahnhandel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Verbindung. Der sei ein „moralisch schlecht[es]“ Gewerbe, da er auf dem „Verstümmeln“ Lebender oder Toter beruhe, schreibt der Würzburger Zahnarzt Karl Joseph Ringelmann 1824 in seinem Grundlagenwerk ›Der Organismus des Mundes‹.¹⁸⁾ Zahnprothesen waren seinerzeit kostspielig, und sie wurden vorzugsweise aus möglichst frisch gezogenen menschlichen Zähnen hergestellt.¹⁹⁾ Händler kauften Ersatz-Zähne „Menschen aus der niedrigsten Klasse“ ab oder fledderten die Leichen gefallener Soldaten auf Schlachtfeldern.²⁰⁾ Ringelmann assoziiert seinerseits Juden mit solchen Praktiken. Im ›Organismus des Mundes‹ fordert er mehrfach, nament-

¹³⁾ JEREMIAS GOTTHELF (Albert Bitzium), Gesammelte Schriften. Neue wohlfeile Ausgabe, Bd. 2: Uli, der Knecht, Berlin 1861, S. 178.

¹⁴⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 159f.

¹⁵⁾ THOMMEN, Jeremias Gotthelf und die Juden (zit. Anm. 7), S. 183.

¹⁶⁾ WOLFGANG BENZ, Was ist Antisemitismus?, München 2004, S. 77.

¹⁷⁾ THOMMEN, Jeremias Gotthelf und die Juden (zit. Anm. 7), S. 183.

¹⁸⁾ K[ARL] J[OSEPH] RINGELMANN, Der Organismus des Mundes, besonders der Zähne, deren Krankheiten und Ersetzungen, für Jedermann, insbesondere für Aeltern, Erzieher und Lehrer, Nürnberg 1824, S. 512f.

¹⁹⁾ Ebenda, S. 512, 541.

²⁰⁾ Ebenda, S. 516, 527.

lich „Sackjuden“ das Ausreißen und Ersetzen von Zähnen zu verbieten,²¹⁾ also jüdischen Kleinhändlern.²²⁾

Der Erzähler im Roman unterstellt den „Juden“ rundheraus, sie würden die Zähne des lebenden Uli ‚stehlen‘, wenn der einen schwächeren Eindruck machte. Diese Behauptung suggeriert eine latente Gewaltbereitschaft der verfeimten Minderheit. Im Rahmen des zitierten Porträts bringt der Erzähler den Protagonisten und größten Sympathieträger des Romans so in einen ausgesprochenen Gegensatz zu den Juden: Sie repräsentieren ein grausiges, ‚unmoralisches‘ Gewerbe. Der Erzähler stilisiert sie zu einer möglichen Gefahr für Ulis leibliche Unversehrtheit. Gleichzeitig müssen sie als negative Vergleichsgröße für die körperliche Überlegenheit der Hauptfigur herhalten.

An der zweiten Stelle, auf die Springer angespielt haben könnte, kaum zehn Seiten weiter, begegnet Uli „den Juden“. Er trifft auf sie in einem „Wirthshause“, als ihn sein Meister Joggeli mit „einige[n] Louisd’ors“ nach Bern auf den Markt schickt, wo er zwei alte Kühe verkaufen und wenn möglich junge kaufen soll:

Es war wenig Ruhe in dem Wirthshause, wo er einkehrte, das kam und ging die ganze Nacht durch: rechtliche Leute und Hudelpack, schmutzige Juden und geizige Christen, Käufer und Verkäufer, Alles im Schweiß des Angesichts rennend und jagend gutem Glücke nach, das Vorspiel der morgigen Schlacht bereits eröffnend um die Ställe herum, in der Gaststube, ja bis in die Schlafkammern hinauf; das war ein Handeln und Markten, ununterbrochener als in einer großen Schlacht der Kanonendonner. Es war ihm nicht geheim unter diesem Volke mit seinen Louisd’ors im Sacke; er nahm seine Hosen unter’s Hauptkissen, zog ein Bein davon herab und lag darauf und schlief wenig. Er wollte aus den Juden heraus, die ihm schon am Abend zugesetzt hatten, und zog am Morgen in aller Frühe von dannen.²³⁾

Bis auf die Münzen, die Uli bei sich trägt, stimmt auch diese Passage größtenteils mit dem Text der Beyel-Ausgabe überein:

Es war wenig Ruhe im Wirthshause; das kam und ging die ganze Nacht durch; rechtliche Leute und Hudelpack, schmutzige Juden und geizige Christen, Käufer und Verkäufer, alles im Schweiß des Angesichtes rennend und jagend gutem Glücke nach, das Vorspiel der morgigen Schlacht bereits eröffnend um die Ställe herum, in der Gaststube, ja bis in die Schlafkammern hinauf; das war ein Handeln und Märten, ununterbrochener als in einer großen Schlacht der Kanonendonner. Es war ihm nicht geheim unter diesem Volke mit seinen Dublonen im Sacke; er nahm seine Hosen unter’s Hauptkissen, zog ein Bein davon herab und lag darauf und schlief nur wenig. Er wollte aus den Juden heraus, die ihm schon am Abend zugesetzt hatten, und fuhr am Morgen in aller Frühe von dannen.²⁴⁾

²¹⁾ Ebenda, S. 93, 548, 557.

²²⁾ ERNST HASSE, Geschichte der Leipziger Messen. Gekrönte Preisschrift, Leipzig 1885, S. 396.

²³⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 187.

²⁴⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 167.

Anfangs nennt der Erzähler die Juden, die er gemäß dem jahrhundertealten Vorurteil zum Vornherein als „schmutzig[]“ deklassiert,²⁵⁾ noch unter anderen. Im letzten Satz der zitierten Passage gebraucht er sie aber als *pars pro toto* der Wirtshausgesellschaft. Hier knüpft Gotthelf an eine Rhetorik an, die schon zu seiner Jugendzeit in der schweizerischen Publizistik verbreitet war. Im Kanton Aargau zum Beispiel, in dessen Gemeinden Oberendingen und Lengnau die überwiegende Mehrheit der wenigen Tausend Schweizer Juden wohnte,²⁶⁾ benutzten in den Jahren nach dem Wiener Kongress gerade auch liberale Zeitungen das Wort ‚Jude‘ regelmäßig als Schimpfwort, als Synonym für unehrliche, profitgierige Händler, mit dem auch Christen bedacht wurden. Dieser Sprachgebrauch hatte den Effekt, dass er die unterprivilegierte Randgruppe der Juden mit nahezu allen wirtschaftlichen Nöten der Zeit in Verbindung brachte.²⁷⁾

Dass der Erzähler die Juden gemäß der erwähnten Konvention zum Inbegriff der Wirtshausgesellschaft macht, dürfte mit Gotthelfs Ablehnung des liberalisierten Handels zusammenhängen, den der Emmentaler Pfarrer stark mit Gasthäusern assoziierte. Wie Albert Tanner bemerkt, treten die judenfeindlichen Tendenzen in Gotthelfs Schriften „ab 1843 markant stärker“ hervor, und dies vielfach im Kontext von Polemiken gegen die regierenden Liberalen.²⁸⁾ Als Liberalkonservativer vertrat der Autor und Geistliche eine christlich und patriarchalisch geprägte Gesellschaftsordnung; die Emanzipation der unteren Klassen lehnte er ab.²⁹⁾ Die Handels- und Gewerbefreiheit deutete er als Entfesselung des Eigennutzes.³⁰⁾ In seiner ›Bettagspredigt für die eidgenössischen Regenten‹ von 1839 kritisiert er jene regierenden Liberalen, die nicht „frommen Glauben und Sitte bewahrt“ hätten.³¹⁾ Er wirft ihnen vor, Geld zu vergötzen,

²⁵⁾ Vgl. z. B. JOHN M. EFRON, *Der reine und der schmutzige Jude*, in: „Der schejne Jid“. Das Bild des „jüdischen Körpers“ in Mythos und Ritual, hrsg. von SANDER L. GILMAN, ROBERT JÜTTE und GABRIELE KOHLBAUER-FRITZ, Wien 1998, S. 75–85, hier: S. 75–79.

²⁶⁾ ARAM MATTIOLI, *Die Schweiz und die jüdische Emanzipation 1798–1874*, in: *Antisemitismus in der Schweiz 1848–1960*, hrsg. von DEMS. mit einem Vorwort von ALFRED A. HÄSLER, Zürich 1998, S. 61–82, hier: S. 62f.

²⁷⁾ PATRIK SÜESS, 1819. Antijüdische Umtriebe im Kanton Aargau im Jahr der Hep-Hep-Verfolgungen in Deutschland, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 69.1 (2019), S. 92–110, hier: S. 97–99.

²⁸⁾ ALBERT TANNER, *Vom „ächten Liberalen“ zum „militanten“ Konservativen? Jeremias Gotthelf im politischen Umfeld seiner Zeit*, in: „... zu schreien in die Zeit hinein...“ Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzios (1797–1854), hrsg. von HANNS PETER HOLL und J. HARALD WÄBER, Bern 1997, S. 11–59, hier: S. 57.

²⁹⁾ Ebenda, S. 29, 34, 53.

³⁰⁾ Ebenda, S. 35.

³¹⁾ JEREMIAS GOTTHELF, *Bettagspredigt für die eidgenössischen Regenten*, in: *DERS., Sämtliche Werke in 24 Bänden* (zit. Anm. 4), Ergänzungsbd. 17: *Reden und Predigten*, Erlenbach-Zürich 1969, S. 106–127, hier: S. 108.

sich bei der Gesetzgebung von der eigenen Gier leiten zu lassen und die „Unmündigen im Volke“ mit „teuflischem Wucher“ zu quälen.³²⁾ Als bevorzugten Ort solcher Liberaler und ihrer „neueidgenössischen[n] Wirtschaft“ nennt er die „Wirtschaften“; dort würden „die heiligsten Angelegenheiten lachend in den Kot getreten“, Grundsätze wie „Wahrheit“ und „Vertrauen“ gälten nichts.³³⁾

Mit dem Vorwurf des „Wucher[s]“ greift Gotthelf auf ein zentrales judenfeindliches Stereotyp zurück,³⁴⁾ um die ‚Wirtschafts‘-Liberalen zu diskreditieren. Mit der Synekdoche „Juden“ akzentuiert der Erzähler im Roman seinerseits die Unchristlichkeit des im Wirtshaus praktizierten freien Handels. Das „Volk[]“ dort will Uli zwar nicht gerade wie an der ersten Stelle an die Zähne, rückt ihm aber doch zu nahe auf den Leib: Die „Juden“, ‚setzen‘ ihm ‚zu‘, dringen bis in die relative Privatheit der „Schlafkammern“. Ulis Angst, bestohlen zu werden, ruft natürlich wiederum die Vorstellung von den diebischen Juden auf. Mit Metapher und Vergleich rückt der Erzähler das „Handeln und Markten“ beziehungsweise „Märten“ im Wirtshaus in den Bereich kriegerischer Gewalt. Durch die Anspielung auf Genesis 3,19 – „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“ –³⁵⁾ erscheint es gemäß Albert Debrunner zudem als ‚Pervertierung‘ dieses biblischen Gebots, denn im Wirtshaus „gier[e]“ ja stattdessen „Alles im Schweiß des Angesichts“ „nach Profit“.³⁶⁾ Die Bibelstelle und ihr Kontext – Vertreibung aus dem Paradies, Bestimmung der Menschen zum Ackerbau – spielte eine zentrale Rolle im judenfeindlichen Denken.³⁷⁾ Sie wurde regelmäßig herangezogen, um ‚ehrliches‘ christliches Handwerk,³⁸⁾ „anständige Arbeit“ und „durch den eigenen Schweiß verdiente[s] Geld“ vom „Wucher“ abzugrenzen, der angeblichen „Geldvermehrung ohne eigene Arbeit“ der Juden.³⁹⁾ Gerade auch den Berner Behörden galt der Handel der Juden jahrhundertlang grundsätzlich als ‚schädlich‘.⁴⁰⁾

³²⁾ Ebenda, S. 117f.

³³⁾ Ebenda, S. 116.

³⁴⁾ Vgl. z. B. FREDDY RAPHAEL, „Der Wucherer“, in: Antisemitismus. Vorurteile und Mythen, hrsg. von JULIUS H. SCHOEPS und JOACHIM SCHLÖR, München und Zürich 1995, S. 103–118.

³⁵⁾ Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers, 7. Aufl., Stuttgart 1998, S. 6 (1. Mose 3,19).

³⁶⁾ ALBERT M. DEBRUNNER, Antisemitismus in der Deutschschweizer Literatur 1848–1914, in: MATTIOLI (Hrsg.), Antisemitismus in der Schweiz 1848–1960 (zit. Anm. 26), S. 23–44, hier: S. 25.

³⁷⁾ RAPHAEL, „Der Wucherer“ (zit. Anm. 34), S. 103.

³⁸⁾ BENZ, Was ist Antisemitismus? (zit. Anm. 16), S. 81.

³⁹⁾ GEORGE L. MOSSE, Die Geschichte des Rassismus in Europa, 2. Aufl., Frankfurt/M. 2006, S. 186.

⁴⁰⁾ RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, Zwischen Privileg und Gewalt. Juden in Bern, 1200–1800, in: BLOCH und PICARD (Hrsgg.), Wie über Wolken (zit. Anm. 10), S. 21–53, hier: S. 41–44.

Der Erzähler, erkennen Thommen und Debrunner, konzipiert die Wirtshaus-„Juden“ als „Gegenteil“ des „ehrliche[n] und aufrechte[n] Meisterknecht[s]“,⁴¹⁾ als „negative[n] Gegenpol“ zu dem in Uli idealisierten „christlichen Landmann[]“.⁴²⁾ Bei dem im Anschluss an die zitierte Passage geschilderten Kuhhandel macht der Protagonist „drei Neuthaler“ Gewinn und treibt „bessere Kühe“ heim, obwohl er bei einem der Verkäufer auf dem Markt in Bern nicht „das Herz hatte“, ihn „zu drücken, wie er vielleicht gekonnt hätte“.⁴³⁾ Mit diesem Hinweis auf Ulis nicht nur profitgeleitetes Verhalten suggeriert der Erzähler nach Debrunner, dass Uli gerade deshalb Erfolg im Viehhandel habe, weil er sich nicht auf die „Juden“ einlasse, weil er ein anderes „Geschäftsgebaren“ zeige als diese.⁴⁴⁾

Abgesehen davon, dass Uli beim Kauf der einen Kuh darauf verzichtet, den Preis jedenfalls maximal zu drücken, weisen seine Kuhhändler bei genauer Betrachtung allerdings große Ähnlichkeit mit den vom Erzähler desavouierten Geschäften im Wirtshaus auf – und zwar sowohl auf der Käufer- wie auch auf der Verkäuferseite. So ist der erwähnte Verkäufer auf dem Markt in Bern vermutlich ebenso schmutzig wie angeblich die Juden, denn „der Mann roch gar übel, daß man ihn auf zehn Schritte in die Nase faßte“. In seinem Fall begründet und entschuldigt der Erzähler aber die mangelnde Körperhygiene: Der Mann wohne vermutlich in großer Armut „nebenaus“ und sei „in der Welt nicht recht daheim“, „wisse[] sich nicht zu helfen“.⁴⁵⁾

Weiter gibt der Erzähler zu erkennen, dass Uli bei seinen An- und Verkäufen den Profit durchaus im Auge behält: Die Kuh, deren Preis er nicht oder zumindest nicht maximal drückt, kauft er dennoch „wohlfeil“.⁴⁶⁾ Die beiden alten Kühe verkauft er zuvor auf dem Weg nach Bern „wenigstens um zwei Louisd'ors zu theuer“⁴⁷⁾ beziehungsweise „wenigstens um zwei Dublonen zu theuer“.⁴⁸⁾ Dass gleichwohl der Eindruck entstehen kann, Uli handle bei seinen Geschäften anders als die „Juden“ im Wirtshaus, hängt auch mit der gerafften Schilderung des Kuhverkaufs durch den Erzähler zusammen, in der Uli vorwiegend eine passive Rolle zukommt. Ein Mann, der ihm begegnet, beginnt,

⁴¹⁾ THOMMEN, Jeremias Gotthelf und die Juden (zit. Anm. 7), S. 184.

⁴²⁾ DEBRUNNER, Antisemitismus in der Deutschschweizer Literatur 1848–1914 (zit. Anm. 36), S. 25.

⁴³⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 189. In der Beyel-Ausgabe ist ebenfalls von „3 Neuthaler[n]“ Gewinn die Rede: GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 168.

⁴⁴⁾ DEBRUNNER, Antisemitismus in der Deutschschweizer Literatur 1848–1914 (zit. Anm. 36), S. 25f.

⁴⁵⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 188.

⁴⁶⁾ Ebenda, S. 189.

⁴⁷⁾ Ebenda, S. 187.

⁴⁸⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 167.

„mit ihm zu handeln um die Kühe, ließ nicht nach, bis Uli schätzte, und ehe sie in Bern waren, hatte Uli verkauft, und zwar, wie er glaubte, wenigstens um zwei Louisd'ors zu theuer.“⁴⁹⁾ Nur widerwillig scheint sich Uli auf den Handel einzulassen. Anstatt das konkrete „Handeln und Markten“ zwischen Käufer und Verkäufer wiederzugeben, fokussiert der Erzähler auf die Wegstrecke, die die beiden während des Verkaufsgesprächs gehen: „und ehe sie in Bern waren, hatte Uli verkauft“.

Die Forschung hat festgestellt, dass angenommene Unterschiede zwischen Fremd- und Eigengruppe im Rahmen der Stereotypenbildung überbetont werden.⁵⁰⁾ Genau das lässt sich an den Episoden um Ulis Kuhhandel exemplarisch nachvollziehen: Die Juden verunglimpft der Erzähler pauschal als „schmutzig[]“, während er bei einem mutmaßlich schmutzigen Christen die mangelnde Körperhygiene entschuldigt. Das „Handeln und Markten“ der „Juden“ assoziiert er mit „Schlacht[en]“, wohingegen dasjenige des christlichen Protagonisten entweder vom „Herz[en]“ geleitet sein soll oder bis aufs „[S]chätz[en]“ unter die Unbestimmtheitsstellen des Romans fällt.

Nach dem Muster, das zahllose judenfeindliche Schriften seit der Frühen Neuzeit prägt,⁵¹⁾ zielt die Rhetorik des Erzählers gegenüber den Juden an beiden zitierten Textstellen auf Polarisierung und Abwertung ab. Da der Erzähler selber nicht als Figur im Roman auftritt, sind seine Auslassungen in der Regel nicht als subjektive Sichtweisen markiert und deshalb besonders geeignet, dass die Leserschaft sie als objektive Beschreibungen der erzählten Welt auffasst. Inhaltlich vermittelt er eine weitgehend säkularisierte Judenfeindschaft, die nur zum Teil noch auf ihre religiösen Ursprünge hin durchsichtig wird. Im Zentrum steht der angeblich schädliche Handel der Juden, begleitet von traditionsreichen Pauschalunterstellungen wie Raubgier, Feigheit und Schmutzigkeit. Die Repräsentation der Juden in ›Uli, der Knecht‹ knüpft damit an das weit verbreitete Stereotyp von deren „Gemeinschaftlichkeit“ an, das gerade auch in der protestantischen Landregion des Emmentals tief in der Volkskultur verwurzelt gewesen sein soll,⁵²⁾ dem Entstehungs- und Handlungsgebiet des Romans. Trotz der Kürze der Stellen, an denen sie erwähnt werden, tragen die Juden nicht unwesentlich zur Konturierung der christlichen Hauptfigur hinsichtlich Körperbaues und Verhalten bei.

⁴⁹⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 187.

⁵⁰⁾ UTE SCHÖNPFLUG, Stereotyp, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von JOACHIM RITTER und KARLFRIED GRÜNDER, Bd. 10, Basel 1998, Sp. 135–139, hier: Sp. 136.

⁵¹⁾ Vgl. NICOLINE HORTZITZ, Die Sprache der Judenfeindschaft, in: SCHOEPS und SCHLÖR (Hrsgg.), Antisemitismus (zit. Anm. 34), S. 19–40, hier: S. 19–21.

⁵²⁾ MATTIOLI, Die Schweiz und die jüdische Emanzipation 1798–1874 (zit. Anm. 26), S. 68f., 76f.

III.

Mit Springers Worten und gemäß dem derzeitigen Forschungsstand sind es freilich „nur zwei Stellen“ im Roman, und noch dazu kurze, an denen Gott-helf in der beschriebenen Weise am jüdenfeindlichen Diskurs seiner Epoche mitschreibt. Der vom Verleger angesprochene „Judenhass“ bleibt, so scheint es, im ›Uli‹ marginal. Wenigstens bei der zweiten Textstelle, der äußerst negativen Charakterisierung der Wirtshaushändler, zielt der Erzähler zudem nicht nur auf Juden ab. Unter dem „Hudelpack“ nennt er zumindest eingangs der Passage ja explizit auch „geizige Christen“ – auch wenn er die einige Zeilen weiter tendenziell gleich wieder vergessen macht, wenn er die ganze Wirtshausesellschaft unter das zu Gotthelfs Zeiten eben einschlägige Schimpfwort für betrügerische Geschäftemacher fasst: „Juden“.

Es gibt allerdings noch eine dritte Textstelle im ›Uli‹, auf die sich Springer mit seiner Kritik an „zwei Stellen“ allenfalls bezogen haben könnte. Diese dritte Stelle ist die einzige im Roman, an der das Adjektiv ‚jüdisch‘ vorkommt. Sie betrifft eine der prominenteren Nebenfiguren, den „Baumwollenhändler“,⁵³⁾ der Uli in die Quere kommt, als der darauf hofft, das läppische Elisi heiraten zu können, die „Erbin von wenigstens fünfzigtausend Gulden“⁵⁴⁾ respektive „100.000 Pf[und]“⁵⁵⁾ und Tochter des „Glunggen“-Bauern Joggeli. Unter dem Vorsatz, er wolle sich nur erlauben, „das Nothwendigste [...] aufzuzeichnen“,⁵⁶⁾ schildert der Erzähler zunächst ausführlich, wie der namenlos bleibende „Händler“⁵⁷⁾ Mutter und Tochter im Kurort Gurnigelbad kennenlernt und für seine Heiratspläne gewinnt. Ebenso detailliert berichtet der Erzähler anschließend über den ersten Besuch des „Baumwollenherr[n]“⁵⁸⁾ auf der „Glungge“, über die Einwände von Elisis Bruder Johannes gegen die geplante Verbindung und über die Erkundigungen, die Joggeli über den zukünftigen „Tochtermann“⁵⁹⁾ einholt, bevor er endlich in die Heirat einwilligt. Über vierzig Seiten, über den größeren Teil von zwei Kapiteln, bahnt der Erzähler Elisis Hochzeit mit dem „Baumwollene[n]“⁶⁰⁾ an, dann erklärt er:

Die sämtlichen Hochzeitgeschichten aller Art, die Hochzeit selbst etc. wollen wir überspringen, denn mit dem Baumwollenhändler haben wir es eigentlich nicht zu thun, sondern mit Uli, daher uns schon zu lange mit dieser unbedeutenden Nebenperson abgegeben. Als dieselbe aber einmal aufgetreten war, wollte sie sich bei ihrer angeborenen jüdischen

⁵³⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 275.

⁵⁴⁾ Ebenda, S. 274.

⁵⁵⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 243.

⁵⁶⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 272.

⁵⁷⁾ Ebenda, S. 281.

⁵⁸⁾ Ebenda, S. 277.

⁵⁹⁾ Ebenda, S. 333.

⁶⁰⁾ Ebenda, S. 283.

Zudringlichkeit nicht so schnell abfertigen lassen, und noch jetzt nach gefaßtem Entschluß werden wir Mühe haben, sie uns vom Leibe zu halten.⁶¹⁾

Die Passage weist wiederum nur geringe Unterschiede zur Beyel-Ausgabe auf. Wie an den zuvor im Vergleich zitierten Stellen kann man hauptsächlich ein Zurücknehmen der Dialektnähe und Detailanpassungen bei der Interpunktion beobachten:

Die sämtlichen Hochzeitgeschichten aller Art, das Hochzeit selbst etc. wollen wir überspringen; denn mit dem Baumwollenhändler haben wir es eigentlich nicht zu thun, sondern mit Uli, daher uns schon zu lange mit dieser unbedeutenden Nebenperson abgegeben. Als dieselbe aber einmal aufgetreten war, wollte sie sich bei ihrer angebornen jüdischen Zudringlichkeit nicht so schnell abfertigen lassen und noch jetzt, nach gefaßtem Entschluß, werden wir z’Teufels Mühe haben, sie uns vom Leibe zu halten.⁶²⁾

Hier zeigt sich erneut die starke Parteilichkeit des Erzählers. Zunächst nimmt sich dieser selber vor, zumindest von der „Badefahrt [...] nur das Nothwendigste [...] aufzuzeichnen“.⁶³⁾ Dafür, dass seine Erzählung seither „zu lange“ ausgefallen sei, macht er dann aber die Figur verantwortlich, deren Schilderung er sich in den entsprechenden Passagen zu einem großen Teil widmet, eben den Baumwollenhändler. Für seinen Kommentar nutzt der Erzähler den *pluralis auctoris*, den Autorenplural. In der ersten Person Plural bezieht er die Leserschaft mit ein in seinen Entscheid, die „sämtlichen Hochzeitgeschichten“ zu überspringen. Er bezieht sie auch mit ein in seine angebliche Bedrängtheit durch die „unbedeutende[] Nebenperson“. Unverhohlen schürt er so Antipathien gegenüber der Figur.

Deren „angeborene[] jüdische[] Zudringlichkeit“ gibt der Erzähler konkret als Grund für die behauptete Überlänge seines Berichts seit der Badefahrt an. Zudringlichkeit prägt die Juden, wie gesehen, bereits an den beiden zuvor diskutierten Stellen im ›Uli‹. In enger Verbindung mit Diebstahl gehört sie schon im Drama der Aufklärung zur stereotypen Repräsentation von Juden.⁶⁴⁾ Hartwig von Hundt-Radowsky erwähnt sie in seinem berüchtigten ›Judenpiegel‹ aus dem Jahr 1819. Über die „schönen Geister[]“ unter den Juden heißt es dort: „Das sind die widerlichsten, zudringlichsten, geschwätzigsten und hochmüthigsten Jchlinge, die nur zu finden sind.“⁶⁵⁾

Hanns Peter Holl merkt in seiner ›Uli‹-Edition zur „angeborenen jüdischen Zudringlichkeit“ an:

⁶¹⁾ Ebenda, S. 315.

⁶²⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 278f.

⁶³⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 272.

⁶⁴⁾ NEUBAUER, Judenfiguren (zit. Anm. 9), S. 26.

⁶⁵⁾ HARTWIG VON HUNDT-RADOWSKY, Judenpiegel. Ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit, Würzburg 1819, S. 113.

Bis zu dieser Stelle hätte wohl kein Leser den Baumwollhändler für einen Juden gehalten; wahrscheinlich nennt Gotthelf auch nur die Zudringlichkeit und nicht den Mann ‚jüdisch‘. Allerdings wird der Vater des Baumwollhändlers erwähnt, der vielleicht ein hausierender Jude war [...]. Eindeutig läßt sich das Problem aber nicht klären.⁶⁶⁾

Holl hält es also für „wahrscheinlich“, dass das Adjektiv ‚jüdisch‘ hier nur die Zudringlichkeit charakterisieren soll, ohne aber etwas über die ethnisch-religiöse Zugehörigkeit der Figur auszusagen. Das wäre unter Umständen vorstellbar. Zum einen ist es die einzige Stelle im Roman, die den Baumwollhändler namentlich mit dem Judentum in Verbindung bringt. Als der zukünftige Tochtermann bei den Brauteltern um Elisis Hand anhält und von „Gott“, „Seligkeit“ und „Tugend“ redet, kommt ein Glaubensunterschied der Brautleute nicht zur Sprache. Der Erzähler gibt einzig zu erkennen, dass der Händler aus Berechnung eine „rührsame[] Ausdrucksweise“ wählt.⁶⁷⁾

Zum andern ist zumindest das Substantiv ‚Jude‘ im gemeinsprachlichen Gebrauch seit dem 17. Jahrhundert als Schimpfwort für Nichtjuden belegt. In judenfeindlichen Schriften wurde es vielfach auch als Glied in Komposita benutzt. Seine polemische Verwendung war nicht auf betrügerische Händler beschränkt. Meist brachte sie eine starke Abwertung, Bedrohlichkeit oder Ausgrenzung zum Ausdruck, sei es im sozialen, wirtschaftlichen oder religiösen Bereich. Häufig bezog sie sich auf negative Verhaltensmerkmale und Charaktereigenschaften.⁶⁸⁾

Holls Zweifel, ob der Händler ein Jude im ethnisch-religiösen Sinn ist, werden auch vor dem sozialgeschichtlichen Hintergrund der im Roman erzählten Zeit verständlich. Die Badefahrt und die anschließende Hochzeit dürften in die späten 1830er-Jahre zu liegen kommen.⁶⁹⁾ Den meisten schweizerischen Juden, nämlich jenen im Aargau, war zu jener Zeit jedoch selbst eine Eheschließung mit einer Jüdin nur mit regierungsrätlicher Bewilligung erlaubt.⁷⁰⁾ Und gelangten sie in den Besitz einer Liegenschaft außerhalb von Oberendingen oder Lengnau, waren sie in der Regel verpflichtet, diese innerhalb eines Jahres wieder zu verkaufen.⁷¹⁾

Der Erzähler des ›Uli‹ will zwar die „sämmlichen Hochzeitgeschichten“ überspringen. Dass er indes weder einen Glaubensunterschied der Ehegatten erwähnt noch ein Wort verliert über die zivil- und wohl auch erbrechtlichen

⁶⁶⁾ HANNS PETER HOLL, Anmerkungen, in: JEREMIAS GOTTHELF, *Wie Uli der Knecht glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute*, hrsg. von HANNS PETER HOLL, Stuttgart 1982, S. 396–523, hier: S. 502.

⁶⁷⁾ GOTTHELF, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: *Uli, der Knecht* (zit. Anm. 13), S. 310f.

⁶⁸⁾ HORTZITZ, *Die Sprache der Judenfeindschaft* (zit. Anm. 51), S. 34–38.

⁶⁹⁾ Vgl. HOLL, *Anmerkungen* (zit. Anm. 66), S. 472f.

⁷⁰⁾ MATTIOLI, *Die Schweiz und die jüdische Emanzipation 1798–1874* (zit. Anm. 26), S. 69.

⁷¹⁾ SÜESS, 1819 (zit. Anm. 27), S. 103.

Hindernisse, die einer Ehe mit einem Juden seinerzeit entgegenstanden, macht es dennoch höchst unwahrscheinlich, dass der Bräutigam ethnisch und religiös dem Judentum angehört.

Andererseits soll die „jüdische[] Zudringlichkeit“ dem Händler ja aber „angeboren[]“ sein. Das legt eine jüdische Herkunft wiederum sehr nahe. Neben der Zudringlichkeit weist er zudem zahlreiche weitere Merkmale auf, die ihn für die zeitgenössische Leserschaft als Juden lesbar machten, und zwar sowohl in der Erstausgabe von 1841 wie auch in der deutschen Bearbeitung. Der Übersichtlichkeit halber werden die entsprechenden Stellen zunächst nach Letzterer zitiert.

Da ist zum einen die stereotype⁷²⁾ Geldgier und Lügenhaftigkeit der Figur. Im Gurnigelbad behauptet der Baumwollenhändler, er „sei reich“ und schaue bei der Brautsuche „nicht auf Geld“. ⁷³⁾ Gegenüber Joggeli beteuert er, er sei statt einer Ehesteuer „mit nichts auch zufrieden, die Jungfer Elisi sei ihm alles“. ⁷⁴⁾ – Dabei, gibt der Erzähler zu verstehen, betrachtet er die Bauerntochter von Anfang an als „Spekulation“. ⁷⁵⁾ Er tut nur so, „als könne er fast nicht von ihr lassen“. ⁷⁶⁾ Nachdem er verheiratet ist, gesteht er bei einem Streit um die Zukunft der „Glunge“ rundheraus ein, dass er Elisi wegen nichts „Anderem als wegem Geld genommen“ hat. ⁷⁷⁾

Als Tochtermann „[]schwätzt“ er seinen Schwiegereltern im großen Umfang Vorräte ab, die er zu einem guten Preis verkaufen will, bleibt das versprochene Geld aber schuldig. ⁷⁸⁾ Das lässt ans Feindbild der diebischen Juden denken. In den Worten Ulis „plündert“ der Händler die Bauernfamilie „aus“. ⁷⁹⁾ Diesen Vorwurf erhob zum Beispiel im April 1819 wörtlich eine von 26 Gemeindepräsidenten unterschriebene Petition an die Aargauer Kantonsregierung gegen „das Endigen-Lengnauische [sic] Judenthum“, das, so heißt es dort, „aus Erpressungen und Plünderung lebt“. ⁸⁰⁾

Die häufigste Bezeichnung der Figur im Roman – ‚Baumwollenhändler‘⁸¹⁾ respektive ‚Baumwollene[r]‘ oder ‚Baumwollenherr‘⁸²⁾ – könnte ebenfalls auf eine jüdische Herkunft hindeuten. So sind für Deutschland die jüdischen

⁷²⁾ Vgl. z. B. BENZ, Was ist Antisemitismus? (zit. Anm. 16), S. 77.

⁷³⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 282.

⁷⁴⁾ Ebenda, S. 304.

⁷⁵⁾ Ebenda, S. 277.

⁷⁶⁾ Ebenda, S. 285.

⁷⁷⁾ Ebenda, S. 363.

⁷⁸⁾ Ebenda, S. 318.

⁷⁹⁾ Ebenda, S. 333.

⁸⁰⁾ Zitiert nach: SÜESS, 1819 (zit. Anm. 27), S. 99f.

⁸¹⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 278, 280, 282, 284, 286, 301, 304, 309, 312, 315, 318, 362, 365, 367.

⁸²⁾ Ebenda, S. 318, 365.

Familiennamen „Baumwoll“ und „Baumwollspinner“ belegt.⁸³⁾ Bei beiden dürfte es sich um ‚Berufsnamen‘ handeln, einen von Juden relativ häufig gewählten Namenstyp; beim ersten wurde mutmaßlich das Handelsgut zum Namen gewählt.⁸⁴⁾ Mit Textilien handelte zu Gotthelfs Zeiten auch ein sehr großer Teil etwa der Berner Juden: Von den zwölf jüdischen Familien, die das Adressbuch der Stadt Bern von 1822 auflistet, wurden sieben unter der Unterrubrik „Tuchhandlung“ aufgeführt.⁸⁵⁾ Und von den „rund sechzig“ Juden, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren Familien in Bern ansiedelten, waren „neunundzwanzig sogenannte Negotianten, die nebst Tuch mit allem Möglichen handelten“.⁸⁶⁾

Die Textilie, mit der der Erzähler den Händler so oft benennt, dürfte zumal bei Gotthelfs zeitgenössischer Berner Leserschaft ihrerseits vielfach Animositäten gegenüber der Figur geweckt haben. Denn der Baumwollhandel trug in den 1830er-Jahren entscheidend zum Niedergang des Emmentaler Leinenwebereigewerbes bei. Dieses hatte vielen armen Leuten eine kümmerliche Existenz ermöglicht; nun fanden sie kaum mehr Verdienstmöglichkeiten.⁸⁷⁾ Unter einem „Baumwollenhändler“ konnte man deshalb einen verstehen, der schädlichen Handel betreibt – wie das die Berner Behörden im 17. und 18. Jahrhundert grundsätzlich für die Handelstätigkeit der Juden vorausgesetzt hatten.⁸⁸⁾

Im Weiteren vergleicht der Erzähler den Händler mit Ungeziefer: Im Gurnigelbad ‚schwebt‘ er hinter Elisi „drein wie eine Bremse hinter einem Pferde“; er ‚schießt‘ ihr nach „wie eine hungrige Fliege einem Suppenteller“.⁸⁹⁾ Ungeziefervergleiche und -metaphern mit ihrem impliziten Tötungsappell haben eine reiche Tradition in der judenfeindlichen Rhetorik.⁹⁰⁾ Der Stadtstaat Bern bezeichnete die „unglößigen verstockten Juden“, die „diebstäle gleichsamb einem gewerbe tryben“, beispielsweise in einem Mandat aus dem Jahr 1648 zur Vertreibung jüdischer Kriegsflüchtlinge als „ungezifer“.⁹¹⁾ „Ungeziefer“-

⁸³⁾ HEINRICH W. GUGGENHEIMER und EVA H. GUGGENHEIMER, *Jewish Family Names and Their Origins. An Etymological Dictionary*, o. O. 1992, S. 71, s. v. ‚Baum‘.

⁸⁴⁾ Vgl. DIETZ BERING, *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933*, Stuttgart 1987, Anm. 8, S. 401–403, hier: S. 402.

⁸⁵⁾ Zitiert nach: EMIL DREIFUSS, *Juden in Bern. Ein Gang durch die Jahrhunderte. Im Anhang: Judentum – was ist das eigentlich?*, Bern 1983, S. 21.

⁸⁶⁾ ANGELA BHEND, *Verbürgerlichung und Konfessionalisierung. Jüdische Lebenswelt in der Gründerzeit, 1848–1914*, in: BLOCH und PICARD (Hrsgg.), *Wie über Wolken* (zit. Anm. 10), S. 105–171, hier: S. 109f.

⁸⁷⁾ CHRISTIAN PFISTER, *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, Bd. IV: *Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914* (= *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern* 78), Bern 1995, S. 234–236.

⁸⁸⁾ SCHWINGES, *Zwischen Privileg und Gewalt* (zit. Anm. 40), S. 41–44.

⁸⁹⁾ GOTTHELF, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: *Uli, der Knecht* (zit. Anm. 13), S. 286.

⁹⁰⁾ HORTZITZ, *Die Sprache der Judenfeindschaft* (zit. Anm. 51), S. 23–26.

⁹¹⁾ Zitiert nach: SCHWINGES, *Zwischen Privileg und Gewalt* (zit. Anm. 40), S. 43.

Metaphern kommen im schon erwähnten ›Judenspiegel‹ aus dem Jahr 1819 wiederholt vor.⁹²⁾ Die Trope fehlt auch nicht in jener Aargauer Petition gegen die Juden aus demselben Jahr.⁹³⁾

Schon Luther geiferte von der Teufelhaftigkeit der Juden.⁹⁴⁾ Angesichts dessen ist es vielleicht nicht unerheblich, dass der Baumwollenhändler tanzen kann „wie der Teufel“.⁹⁵⁾ Seine Redeweise charakterisiert der Erzähler wiederholt als ‚Schwätzen‘. Allein auf den ersten beiden Seiten, auf denen er eingeführt wird, „schwatz[t]“ der Händler dreimal, nämlich „wie eine Elster“, von Elisis Kleidern und vom „Weltschland“.⁹⁶⁾ Das verbindet ihn mit den „schönen Geistern“ unter den Juden, den „zudringlichsten, geschwätzigsten und hochmüthigsten Jchlinge[n]“, wie von Hundt-Radowsky sie beschreibt: „Sie schwätzen unaufhörlich“.⁹⁷⁾

Überdies scheint die Figur einen starken Sexualtrieb zu haben. Holl erkennt im Roman „Andeutungen“ über Seitensprünge von Elisis Mann.⁹⁸⁾ Bei dessen erstem Besuch auf der „Glungge“ will Elisi selber bemerken, dass er „ein Wüster“ sei, weil er „immer das Vreneli angesehen“,⁹⁹⁾ eine arme Verwandte der Bauernfamilie, die als tüchtige Magd auf dem Hof arbeitet und die Uli im Rahmen des ‚happy ending‘ des Romans heiraten wird. Nach Elisis Hochzeit vertraut Vreneli der Bäuerin an, dass der Händler sie ‚anekle‘, denn „das wüste Böckli“ sei „allerdings mehr hinter mir drein, als nöthig ist“.¹⁰⁰⁾ Er wird übergriffig, als Joggeli die „Glungge“ Uli und Vreneli in Pacht geben will. Zunächst verlangt der Tochtermann einen Pachtvertrag, auf den „Uli unmöglich hätte eintreten können“. Dann, so der Erzähler, „versuchte der Baumwollenherr Privatgeschäfte bei Vreneli, wollte mit ihm so unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, er auch mit dem Contract nachgeben wolle, und ließ sich wohl nahe zu ihm heran“.¹⁰¹⁾

All das konnte Gotthelfs zeitgenössische Leserschaft auf die schon im 18. Jahrhundert verbreitete Überzeugung von der übermäßigen „Geilheit“ der Juden beziehen.¹⁰²⁾ Der Tübinger Rechtsprofessor Christian Gottlieb Gmelin verglich Juden 1785 in diesem Zusammenhang auch mit dem Tier, zu dem

⁹²⁾ VON HUNDT-RADOWSKY, *Judenspiegel* (zit. Anm. 65), S. 28, 32, 86, 146.

⁹³⁾ Vgl. SÜESS, 1819 (zit. Anm. 27), S. 100.

⁹⁴⁾ MARTIN LUTHER, *Von den Jüden und jren Lügen*, Wittemberg 1543, o. P.

⁹⁵⁾ GOTTHELF, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: *Uli, der Knecht* (zit. Anm. 13), S. 275.

⁹⁶⁾ Ebenda, S. 275f.

⁹⁷⁾ VON HUNDT-RADOWSKY, *Judenspiegel* (zit. Anm. 65), S. 113.

⁹⁸⁾ HOLL, *Anmerkungen* (zit. Anm. 66), S. 514.

⁹⁹⁾ Gotthelf, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: *Uli, der Knecht* (zit. Anm. 13), S. 303.

¹⁰⁰⁾ Ebenda, S. 317.

¹⁰¹⁾ Ebenda, S. 364f.

¹⁰²⁾ GOTTFRIED SELIG, *Der Jude, oder Altes und Neues Judenthum*, Bd. 1, Leipzig 1781, S. 404.

Vreneli den Händler in seiner Rede macht: „Oefters finden sich Juden, welche geiler und unkeuscher Natur, und gleich einem Bock oder Spazen auf das Weibsvolk begierig sind.“¹⁰³⁾

Der Übergriffsversuch des Baumwollenhändlers scheitert freilich kläglich. Vreneli „nahm ein buchenes Scheit“, „traktirte ihn jämmerlich“ und darf „[w]ie eine glühende Siegesgöttin“ über ihn triumphieren „oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld“. Die Demütigung des Händlers, einer Frau zu unterliegen, begleitet Johannes mit „gewaltigem Lachen“.¹⁰⁴⁾ Uli fasst sie in die Worte, dass „es ihm zuwider sei, Einen anzu-rühren, den ein Meitschi geprügelt“.¹⁰⁵⁾

Die Szene lässt sich in die Tradition der Judenpossen mit ihrer Verlachko-mik einlesen. In Julius von Voß' ›Mährchen von der Tonne‹ aus dem Jahr 1816 zum Beispiel freut sich ein triebhafter jüdischer Gläubiger, der seinerseits wie der Baumwollenhändler „ein ekelhafter Kerl“ sein soll,¹⁰⁶⁾ auf ein erotisches Stelldichein mit einer Christin, der Frau eines Schuldners. Er landet statt in deren Bett aber in der titelgebenden Tonne, wo er sich nicht wehren kann und von der Gläubigerfamilie misshandelt wird.¹⁰⁷⁾ Strukturell aufschlussreich ist im ›Uli‹, dass der Händler wegen Vrenelis Prügel „drei ausgeschlagene Zähne“ zu beklagen hat,¹⁰⁸⁾ denn bei ihrer allerersten Erwähnung im Roman hatten es „die Juden“ ja angeblich auf Ulis Zähne abgesehen.

Die Vielzahl jüdisch deutbarer Merkmale weckt Zweifel an Holls Einschätzung, dass vor der Stelle über die „angeborne[] jüdische[] Zudringlich-keit“ „wohl kein Leser den Baumwollenhändler für einen Juden gehalten“ hätte. Holls Vermutung, der Vater des Händlers sei „vielleicht ein hausieren-der Jude“ gewesen, stützen hingegen mehrere Stellen: Der Sohn denkt im Gurnigelbad daran, „daß sein Vater Baumwollenzeug in einer Schachtel im Lande herum getragen.“¹⁰⁹⁾ Elisis Bruder Johannes erinnert die versammelte Familie später an diesen ‚bettelarmen‘ Vater, „den alten verhudelten Mann mit der Schachtel und den Schuhen ohne Sohlen“; sie hätten ihn „oft hier in der Glunggen über Nacht gehabt im Stalle“.¹¹⁰⁾ Ein solcher hausierender

¹⁰³⁾ CHRISTIAN GOTTLIEB GMELIN, Abhandlung von den besondern Rechten der Juden in peinlichen Sachen, Tübingen 1785, S. 52.

¹⁰⁴⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 365.

¹⁰⁵⁾ Ebenda, S. 367.

¹⁰⁶⁾ JULIUS VON VOSS, Das Mährchen von der Tonne. Fastnachtssposse in drei Aufzügen, in: DERS., Possen und Marionettenspiele, zur Erheiterung in trüben Stunden, Berlin 1816, S. 131–194, hier: S. 135.

¹⁰⁷⁾ Vgl. NEUBAUER, Judenfiguren (zit. Anm. 9), S. 104–107.

¹⁰⁸⁾ GOTTHELF, Gesammelte Schriften, Bd. 2: Uli, der Knecht (zit. Anm. 13), S. 365.

¹⁰⁹⁾ Ebenda, S. 278.

¹¹⁰⁾ Ebenda, S. 362.

Baumwollenhändler tritt im ersten Drittel des Romans kurz auf, nachdem Uli unter seinem ersten Meister, dem Bodenbauern, Hauptknecht geworden ist: ein „Aargauer, der in's Haus geschlichen seine Baumwollenwaare für seidene ausgab.“¹¹¹⁾

Zumindest war der Vater also ein sehr armer Hausierer. Allein schon deswegen hatten die ersten Leserinnen und Leser des ›Uli‹ gute Gründe, in ihm einen Juden zu vermuten. Denn die meisten Aargauer Juden lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts tatsächlich als „bitterarme Hausierer und kleine Händler.“¹¹²⁾ Der „Hausierhandel“ war ein „Haupterwerbszweig[]“ der schweizerischen Juden.¹¹³⁾ Dasselbe galt, seit dem 17. Jahrhundert, auch für Deutschland.¹¹⁴⁾ Überdurchschnittlich oft traten jüdische Hausierergestalten etwa in den erwähnten Judenpossen auf.¹¹⁵⁾

Nahmen Leserinnen und Leser zu Gotthelfs Zeiten an, der Vater des Baumwollenhändlers habe im „Aargauer, der in's Haus geschlichen“ kommt, sogar einen kurzen Auftritt im Roman, lag die Vermutung, er sei ein Jude, für sie noch näher: Er kommt ausdrücklich aus dem Kanton, in dem seinerzeit die meisten Schweizer Juden wohnten. Eine Berner Verordnung von 1781, deren Ziel eine weitreichende „Einschränkung des Judenhandels“ war, verbot den Juden namentlich das, was der „Aargauer“ tut: „denen Häusern nach zu hausieren“ und „mit Waaren in die Häuser zu gehen.“¹¹⁶⁾ Indem er seine „Baumwollenwaare für seidene“ ausgibt, zeigt er überdies das den Juden pauschal unterstellte betrügerische Geschäftsgebahren.

Das eben beschriebene Bündel an Merkmalen, das den Baumwollenhändler mit dem Judentum in Verbindung bringt, findet sich bereits in der Erstausgabe von 1841. Die Unterschiede zu den oben nach der deutschen Bearbeitung zitierten Stellen sind minimal. Sie beschränken sich auf Differenzen wie „auf's Geld“¹¹⁷⁾ statt „auf Geld“, „wie d'r Tüfel“¹¹⁸⁾ statt „wie der Teufel“, „Akkord“¹¹⁹⁾ statt „Contrakt“ oder „Drucke“¹²⁰⁾ statt „Schachtel“.

¹¹¹⁾ Ebenda, S. 86.

¹¹²⁾ MATTIOLI, Die Schweiz und die jüdische Emanzipation 1798–1874 (zit. Anm. 26), S. 65.

¹¹³⁾ HUSER, Juden unter Vorbehalt (zit. Anm. 10), S. 93.

¹¹⁴⁾ WOLFGANG HIPPEL, Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 34), 2. Aufl., München 2013, S. 41.

¹¹⁵⁾ NEUBAUER, Judenfiguren (zit. Anm. 9), S. 103.

¹¹⁶⁾ Berner Verordnungen von 1781 und 1787, in: BLOCH und PICARD (Hrsgg.), Wie über Wolken (zit. Anm. 10), S. 54–59, hier: S. 54, 56.

¹¹⁷⁾ GOTTHELF, Wie Uli, der Knecht, glücklich wird (zit. Anm. 3), S. 249.

¹¹⁸⁾ Ebenda, S. 244.

¹¹⁹⁾ Ebenda, S. 322.

¹²⁰⁾ Ebenda, S. 247, 320.

IV.

„[A]ngeborne[] jüdische[] Zudringlichkeit“, zahlreiche weitere Merkmale, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts jüdisch lesbar waren, der Vater mit hoher Wahrscheinlichkeit ein jüdischer Hausierer, aber doch keine Erwähnung eines Glaubensunterschieds zur christlichen Gattin – am schon mehrfach zitierten ›Judenspiegel‹ lässt sich ablesen, dass eine solche Figurenzeichnung zu Gotthelfs Zeiten keineswegs als widersprüchlich aufgefasst werden musste. Von Hundt-Radowsky faselt von der „angestammte[n], nie zu befriedigende[n] Habgier und Ränkesucht“ der Juden.¹²¹⁾ Er erklärt: „Wucher- und Schachergeist, Geldgier, Lug und Trug sind bei den Juden so erblich, wie die Krätze[.]“¹²²⁾ Er schlussfolgert:

Man gebe einem Juden alle sieben Sakramente unter tausenderlei Gestalt, man gebe ihm außer der Wasser-, auch die Feuertaufe; [...] aber ewig wird er ein Jude bleiben. Man sieht das an allen Jsraeliten, die zum Christenthume übertraten, sie blieben was sie waren. Ein Jude kann nie besser werden [...].¹²³⁾

Die vergleichende Lektüre von Pamphlet und Roman legt nahe: Unter die Unbestimmtheitsstellen des ›Uli‹ fällt mutmaßlich die Taufe des Baumwollenhändlers. Gehört dieser demselben Glaubensbekenntnis an wie seine Frau, gibt es für den Erzähler gar keinen Grund, anlässlich der Heirat einen Glaubensunterschied oder sonderrechtliche Hindernisse wenigstens anzudeuten. Aufgrund der neuen, prorassistischen¹²⁴⁾ Argumente der ‚Angestammtheit‘, ‚Angeborenheit‘ und ‚Erblichkeit‘ im judenfeindlichen Diskurs des frühen 19. Jahrhunderts bleibt der Händler aber auch als Getaufter fast uneingeschränkt mit dem Stigma ‚Jude‘ assoziierbar. In einem ‚getauften Juden‘ geht das Merkmalsset der Figur widerspruchlos auf. Will man die Gestalt anders deuten, müsste man mit einer schwer gestörten Erzähllogik argumentieren.

Der Erzähler des Romans macht der Leserschaft also das Angebot, zumindest die „Zudringlichkeit“ des Händlers als etwas einem Juden ‚Angeborenes‘ zu verstehen, an dem die supplyierbare Taufe nichts ändert. Vor diesem Hintergrund wird Springers Kritik an der Repräsentation der Juden im ›Uli‹ umso verständlicher. Denn die Figur des Händlers erzählt ja gewissermaßen auch Springers eigene Geschichte – eben die eines Konvertiten. Von einer Argumentation, die Getauften in biologistischer Weise weiterhin landläufige

¹²¹⁾ VON HUNDT-RADOWSKY, Judenspiegel (zit. Anm. 65), S. 62.

¹²²⁾ Ebenda, S. 68.

¹²³⁾ Ebenda, S. 142.

¹²⁴⁾ WERNER BERGMANN, Deutschland, in: WOLFGANG BENZ (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus (zit. Anm. 8), Bd. 1: Länder und Regionen, Berlin und New York 2008, S. 84–103, hier: S. 87.

judenfeindliche Stereotype zuschrieb, musste sich der Verleger persönlich betroffen fühlen.

In Berlin konvertierten zwischen 1800 und 1830 insgesamt 1253 Juden – vor allem junge Männer mit Unversitätsbildung, „die im Staats- oder Hochschuldienst, in Justiz, Medizin und Literatur aufzusteigen wünschten“. Zeitgenossen sprachen von einer „Taufepidemie“ unter den Berliner Juden.¹²⁵⁾ Demgegenüber scheint es bei den Juden in der Schweiz kaum zu Glaubensübertritten gekommen zu sein. Für Stadt und Kanton Basel etwa lassen sich in der Zeit zwischen 1684 und 1843 nur gerade sieben Taufen von Juden belegen.¹²⁶⁾

Wie andernorts gezeigt, vertrat Gotthelf in seinen Predigten der Studenten- und Vikariatszeit zwischen 1818 und 1830 einen weitgehend traditionellen christlichen Antijudaismus. Er bezog sich fast ausschließlich auf die biblischen Juden; nur höchst selten schürte er etwa ökonomische Vorurteile.¹²⁷⁾ Der Erzähler des ersten ›Uli-Romans vermittelt hingegen einen überwiegend säkularen Judenhass, der auch die allerneueste, biologistische Abart der Judenfeindschaft aufnimmt. Dass just ein Pfarrer in seinem belletristischen Werk das Argument der ‚Angeborenheit‘ übernimmt, das die Bedeutung der Taufe nivelliert, bleibt auf den ersten Blick doch sehr erstaunlich. Es lässt sich in Beziehung setzen zu den organologischen Vorstellungen vom Christentum, die Gotthelf in seinem Predigtwerk äußert, angeregt wohl vor allem durch die Schriften Johann Gottfried Herders.¹²⁸⁾

Nach Debrunner repräsentieren „die Juden“ im Roman „das Andere“.¹²⁹⁾ Diesem ‚Anderen‘, dem, was Uli nicht ist, verleiht der getaufte Baumwollenhändler eine viel detailreichere Gestalt. Der Judenhass wird im ›Uli‹ – bezeichnend für das protorassistische Substrat im Text – vor allem an dem Juden ausagiert, der eigentlich gar keiner mehr ist, weil er zum Christentum übertrat. Nach der finalen Konfrontation um die Zukunft der „Glungge“ bleibt er verlacht und mit ausgeschlagenen Zähnen zurück, ein ‚Abjekt‘, das Uli nicht mehr ‚anrühren‘ mag.

¹²⁵⁾ TODD M. ENDELMAN, Konversion, in: Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, hrsg. von DAN DINER, Bd. 3, Stuttgart und Weimar 2012, S. 405–409, hier: S. 406f.

¹²⁶⁾ SARA JANNER, Judenmission in Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 104 (2004), S. 31–81, hier: S. 36.

¹²⁷⁾ ROLAND REICHEN, Die Repräsentation der Juden in Gotthelfs Predigten 1818–1830, in: JEREMIAS GOTTHELF, Neue Studien, hrsg. von MARIANNE DERRON und CHRISTIAN VON ZIMMERMANN, Hildesheim, Zürich und New York 2014, S. 113–134, hier: S. 132f.

¹²⁸⁾ Vgl. ebenda, S. 121f.

¹²⁹⁾ DEBRUNNER, Antisemitismus in der Deutschschweizer Literatur 1848–1914 (zit. Anm. 36), S. 24.